
Einleitung

Am 23. April 2005 jährt sich die Befreiung des Konzentrationslagers Flossenbürg zum 60. Mal. Für viele der noch lebenden ehemaligen Häftlinge wird dieses Datum ein Anlass sein, den Ort ihres Leidens zu besuchen. Auch sechzig Jahre nach der Befreiung der nationalsozialistischen Konzentrationslager sind die traumatischen Erfahrungen während der Haft Bestandteil im Leben der Überlebenden; freilich in unterschiedlicher Intensität und Ausprägung, so unterschiedlich wie die Personen, die das Lager durchlitten und überlebten.

Für die jüngeren unter den heutigen Besuchern der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg hingegen, besonders für die zahlreichen Schulklassen, ist die Verfolgung und Vernichtung von Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus vor allem ein Thema aus dem Geschichtsunterricht, fast so weit weg wie der Dreißigjährige Krieg oder andere historische Ereignisse. Während der Unterricht, ebenso wie die ausufernde Sachliteratur zum Thema, grundlegendes Wissen, Einblicke in die Zusammenhänge von Unterdrückung und Machtstrukturen im Dritten Reich geben kann, sind es die Zeitzeugen, die das Schicksal der Gefangenen in den Konzentrationslagern anschaulich und konkret machen.

Thomas Muggenthaler hat ehemalige Häftlinge des Konzentrationslagers Flossenbürg und seiner Außenlager zu Wort kommen lassen – lange bevor Originaltöne von Zeitzeugen zum unentbehrlichen Bestandteil oder gar modischen Zubehör zeitgeschichtlicher Themensendungen vor allem im Fernsehen wurden. In zahlreichen Hörfunksendungen hat er seit zehn Jahren über verschiedenste Lebensgeschichten und über die Gefangenschaft im Konzentrationslager berichtet. Eine Auswahl dieser Sendungen, die sich mit dem Hauptlager Flossenbürg befassen, liegt mit diesem Band nun erstmals vor – in gedruckter Form zum Nachlesen, teilweise auch als eindrucksvolle Tondokumente zum Anhören.

Die Radiosendungen von Thomas Muggenthaler haben dazu beigetragen, die Geschichte des Konzentrationslagers Flossenbürg und seiner Außenlager einem breiteren Publikum bekannt zu machen. In der öffentlichen Erinnerung ebenso wie in der Geschichtswissenschaft war das ehemalige Lager am Rand des Eisernen Vorhangs lange Zeit in Vergessenheit geraten. Nicht zuletzt dem Drängen der ehemaligen Häftlinge ist es zu verdanken, dass in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg seit einigen Jahren die Geschichte des Lagers wissenschaftlich aufgearbeitet wird – im Jahr 2007 sollen die Ergebnisse dieser Forschungen in einer Dauerausstellung im ehemaligen Wäschereigebäude präsentiert werden.

Das KZ Flossenbürg wurde im Mai 1938 errichtet; Grund für die Standortwahl waren die Flossenbürger Granitvorkommen. Eine SS-eigene Firma, die Deutschen Erd- und Steinwerke (DESt), wollte diese Vorkommen unter

Ausbeutung von KZ-Häftlingen abbauen. Die ersten Häftlinge waren sogenannte „Kriminelle“, die wegen tatsächlicher oder vermeintlicher Verbrechen in andere Konzentrationslager eingewiesen worden waren und von dort nach Flossenbürg überstellt wurden. Sie wurden mit einem grünen Stoffwinkel auf der gestreiften Häftlingskleidung gekennzeichnet. Viele der von Muggenthaler interviewten Häftlinge erinnern sich mit Schrecken an die „Grünwinkel“, die „Kriminellen“. Aus dieser Gruppe rekrutierte die SS in Flossenbürg Funktionshäftlinge, denen innerhalb des Lagers Verwaltungs- und Überwachungsfunktionen oblagen. Diese Häftlinge waren als Kapos bei der Überwachung von Arbeitskommandos, als Blockälteste, als Pfleger und Ärzte im Häftlings-Krankenrevier eingesetzt und erhielten für ihre Arbeit gewisse Privilegien, wie bessere Verpflegung oder eine eigene Stube. In Flossenbürg terrorisierten viele von ihnen die übrigen Häftlinge – ab 1941 waren das zunehmend Menschen aus den von Deutschland besetzten Ländern, die mit dem roten Winkel der „politischen“ Häftlinge gekennzeichnet wurden; andere Gruppen wurden ebenfalls mit einem besonderen Winkel bezeichnet und stigmatisiert, so Homosexuelle mit einem rosa Winkel oder Zeugen Jehovas mit einem violetten. Unter den kriminellen Häftlingen gab es aber auch Ausnahmen, einige werden hier im Buch genannt, die sich menschlich verhielten oder einzelnen Gefangenen halfen.

Bis 1943 mussten die meisten Flossenbürger Häftlinge beim Granitabbau im Steinbruch arbeiten – für die nicht ausgebildeten, schlecht gekleideten, unterernährten Männer eine gefährliche, lebensbedrohende Arbeit, der sie sich nach Möglichkeit entzogen. Im Steinbruch wurden Häftlinge auch zu sinnlosen Arbeiten gezwungen, damit gequält und der physischen Vernichtung preisgegeben. Gleichzeitig und in scheinbarem Widerspruch dazu bildete die DESt einige wenige Gefangene zu Steinmetzen aus, so den Polen Julian Noga. Ab 1943 verlagerte der Flugzeughersteller Messerschmitt Teile seiner Produktion aus Regensburg nach Flossenbürg: in umgebauten Steinmetzbaracken und neuen Fertigungshallen im Steinbruchgelände stellten ab 1944 mehrere tausend Häftlinge Teile für das Jagdflugzeug Me 109 her. Wie auch in den meisten Außenlagern wurden die Häftlinge nun vor allem für die Kriegsindustrie eingesetzt – mit zwiespältigen Folgen: Einerseits ergaben sich im günstigsten Fall dadurch bessere Überlebenschancen, weil die Zwangsarbeiter nun nicht mehr dem Wetter ausgesetzt waren und die Arbeit körperlich etwas weniger anstrengend war. Andererseits erhöhte sich durch die zunehmende Überfüllung der Lager das Seuchen- und Krankheitsrisiko, die Unterernährung nahm dramatische Ausmaße an und die Rüstungsfirmen machten kaum Anstalten, den Häftlingen zu einer halbwegs angemessenen Versorgung zu verhelfen.

Die meisten der Befragten im vorliegenden Buch kamen in dieser Phase nach Flossenbürg. Das gemeinsame Schicksal der Häftlinge zieht sich ent-

sprechend in einigen thematischen roten Fäden durch die unterschiedlichen Interviews: der permanente Hunger, die harte Arbeit im Steinbruch, der alle zu entkommen versuchten, das Regime der kriminellen Häftlinge, die Angst davor krank zu werden, die Überfüllung des Lagers, der Zynismus der SS. Nur die Aussicht auf ein Wiedersehen mit ihren Freundinnen, Frauen, Familien hielt viele am Leben. Nicht wenige bangten um ihre ebenfalls eingesperrten Angehörigen, manche mussten – auch in Flossenbürg – deren Tod miterleben.

Dieses gemeinsame Schicksal verband Menschen höchst unterschiedlicher Herkunft. Neben Angehörigen von Widerstandsgruppen wurden zivile Zwangsarbeiter ins KZ eingewiesen; jüdische Häftlinge, die bereits eine Odyssee durch Ghettos und Zwangsarbeitslager im besetzten Polen hinter sich hatten, gelangten ebenso nach Flossenbürg wie russische Kriegsgefangene. Jeder versuchte mit seinen individuellen Fähigkeiten zu überleben und war dabei – trotz der häufig geschilderten Solidarität zwischen Einzelnen oder Gruppen – letztlich auf sich gestellt. Der deutsch sprechende Österreicher Leo Mistinger konnte bei seiner Arbeit in den Messerschmitt-Werken leichter Kontakt zur Außenwelt aufbauen als der russische Kriegsgefangene Wassil Lenskij, der sich seinerseits wiederum durch handwerkliches Geschick zusätzliches Brot verschaffen konnte. Der polnische Jude Jakub Szabmacher wurde von älteren Gefangenen unterstützt, der Belgier Charles Dekeyser überlebte dank seiner physischen Stärke die Prügelattacke eines Kapos. Es konnte einen lebenswichtigen Unterschied ausmachen, wie alt man war, ob man sich einer Gruppe anschließen konnte, ob man hinreichend gut Deutsch verstand oder gar sprach. Letzten Endes hing das Leben der Häftlinge nicht selten von Zufällen ab.

Im Lager herrschte eine weitgehende Anonymität, und zwar in alle Richtungen. Untereinander kannten sich die meisten Häftlinge, wenn überhaupt, nur beim Vornamen, ansonsten war die Häftlingskategorie das entscheidende Erkennungsmerkmal. Nicht umsonst ist in den Interviews pauschal von „Grünwinkeln“ und „Rotwinkeln“ die Rede, von Politischen und Kriminellen, lediglich die Kapos erhalten in einzelnen Fällen durch Spitznamen individuelle Züge. Gegenüber der SS waren die Häftlinge zu namenlosen Nummern degradiert worden; umgekehrt kannten sie selbst die Namen der SS-Männer nicht; diese tauchen deshalb zumeist als Ränge oder Funktionsträger auf, etwa als Rapportführer, als SS-Scharführer und so weiter. Diese Namenlosigkeit der Täter führte – neben der zeitlichen Orientierungslosigkeit der Häftlinge, die weder Uhr noch Kalender besitzen durften – nach dem Krieg häufig dazu, dass die strafrechtliche Verfolgung der geschilderten Untaten an der Namhaftmachung eines individuellen Schuldigen scheiterte.

Wie präsent die schreckliche Zeit der Inhaftierung für die Betroffenen noch immer ist, wird in diesem Band auf vielfältige Weise deutlich. Vor allem einzelne Ereignisse haben bei allen, die sie miterlebten, einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, so die Erhängung von sechs russischen Häftlingen am Weihnachtsabend 1944, die in vielen Beiträgen erwähnt wird. Besonders die Todesmärsche in Richtung Süden, mit denen die Geschichte des KZ Flossenbürg im April 1945 ein grausames Ende nahm, sind für diejenigen, die sie überlebten, unvergesslich. Ebenso sind es aber sinnliche Eindrücke, die sich vielen förmlich ins Gedächtnis eingebrannt haben – so zum Beispiel der Geruch des Krematoriums, der über dem Lager lastete und den auch die Bewohner des kleinen Ortes Flossenbürg bemerkt haben müssen. Die Erinnerung der ehemaligen Häftlinge an diese nachhaltigen Eindrücke steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der weitgehenden Vergessenheit, in die das Konzentrationslager Flossenbürg nach dem Krieg geriet.

Die Überlebenden der im KZ Flossenbürg versammelten Zwangsgesellschaft zerstreuten sich nach der Befreiung des Lagers in alle Himmelsrichtungen, die meisten in ihre Heimatländer. Dort bemühten sie sich, eine Existenz aufzubauen und das Trauma der Haft zu verdrängen. Viele haben Jahrzehntelang nicht über ihre Haftzeit gesprochen, für andere wurden ihre Erfahrungen zum Anlass, sich als Psychotherapeuten tiefgehend mit dem von ihnen Erlebten auseinander zu setzen. Manche, die um ihre Jugend, um die Chance einer Ausbildung betrogen wurden, ergriffen die Berufe, die sie während ihrer Haft lernen mussten. In den sozialistischen Staaten Osteuropas wurden viele ehemalige Häftlinge noch einmal eingesperrt – ihr Überleben wurde ihnen als Beweis der Kollaboration mit dem Feind ausgelegt. Einige setzten sich weiterhin für ihre politischen Ideale ein, für die sie eingesperrt worden waren. Viele verloren den Glauben an Gott, nur für wenige bedeutete ihr Überleben eine Bestätigung ihres Glaubens. Gemeinsam ist allen, dass das Lager gewissermaßen ein Teil ihres Lebens, ihrer Erinnerung geworden ist.

Viele der hier Interviewten haben ihre Geschichte bei anderen Gelegenheiten und in anderen Formen bereits erzählt. Sie sagten in Nachkriegsprozessen aus, sie schrieben ihre Erlebnisse auf oder versuchten sie sich von der Seele zu malen, sie sprachen und sprechen mit den Nachgeborenen. Viele fühlen sich durch ihr Überleben dazu verpflichtet, ja fragen sich gar nach dem Grund dafür, dass ausgerechnet sie überlebt haben. Auf Seiten der ehemaligen Täter findet eine derartige Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle nicht statt: Wer einmal die Aussagen des SS-Wachpersonals in Nachkriegsprozessen studiert hat, staunt über den umfassenden und anhaltenden Gedächtnisschwund, der sich in ihnen zu dokumentieren scheint.

Es ist angesichts der Haftumstände nur allzu verständlich, dass die Schilderungen der Zeitzeugen nicht immer deckungsgleich sind mit den Befunden

der Historiker. Während diese ihre Autorität aus dem Erleben und Überleben beziehen, stützen sich jene auf historische Dokumente. Dabei sind die Historiker ebenso wenig vor Irrtümern sicher wie die Zeitzeugen. Die Verwaltungen der Konzentrationslager meldeten falsche Häftlingszahlen an ihre vorgesetzten Stellen, einzelne SS-Angehörige unterschlugen Lebensmittel, und die Todesursachen in den Totenscheinen der Lager-Standesämter sind ohnehin längst als Falschangaben entlarvt.

Das gleiche gilt für die scheinbar penibel überwachte und bürokratisch verordnete Durchführung der sogenannten Lagerstrafen wie 25 Stockhiebe, Essensentzug oder Einzelhaft in einer Dunkelzelle. Die vorliegenden Berichte zeigen zur Genüge, dass – im Gegensatz zu den überlieferten Dokumenten der SS – kaum ein Anlass zu nichtig war für die Anordnung von „25 auf den Arsch“, wie Jakob Silbermann sagt.

Aber auch die Erinnerung ist dynamisch und subjektiv; sie verändert sich mit der Zeit und stellt keine objektive Bestandsaufnahme historischer Sachverhalte dar. So liest und hört man mit Bewunderung, vielleicht auch Erstaunen, von den vielen Versuchen der Häftlinge, Widerstand im weitesten Sinne zu betreiben. Von der Beschädigung von Flugzeugteilen bis zum Abhören eines „Feindsenders“, von falschen Meldungen der Schreibstube bis zu patriotischen Gedichten als Wandinschriften reichten die Bemühungen der Eingesperrten. Mag sein, dass die Solidarität, dass der Erfolg des gemeinsamen Handelns gegen die Kriegswirtschaft und die SS in der Erinnerung etwas überhöht wird. Vielleicht ist das eine nur zu verständliche Gegenreaktion auf die umfassende Machtlosigkeit, der die Gefangenen im Lager ausgesetzt waren. Ganz sicher wurden unter den Bedingungen des Konzentrationslagers viele kleine Handlungen zum Widerstand, auf dessen Entdeckung die SS mit schwersten Strafen reagierte – die öffentlichen Hinrichtungen im KZ Flossenbürg sind dafür nur ein Beleg.

Was dem heutigen Leser und Hörer wohl ebenfalls auffallen wird, sind die deutlichen Spuren, welche die Sprache der Täter hinterlassen haben. Die im Lager entstandene Umgangssprache wirkt in den Berichten der Zeitzeugen fort. Neben der bereits erwähnten Reduzierung der Mitgefangeinen auf ihre Häftlingskategorie (die „Grünwinkel“, die „Blaupunkte“) werden etwa auch die martialischen Bestrafungen eher lakonisch vermerkt. Man „bekommt die 25“ oder „geht über den Bock“, wird also auf einen Prügelbock geschnallt und geschlagen. Deutlich wird an dieser Sprache auch, dass das Stammlager Flossenbürg eine Männerwelt war: ebenso wie die Häftlinge aus nichtigstem Anlass geschlagen werden konnten, waren sie permanent der rauen militärischen Sprache der SS und deren permanenten Beschimpfungen und Erniedrigungen ausgesetzt.